

Exotische Bäume in Wiesbaden

U. HECKER

Neben den Gebäuden gehören zweifellos die Bäume zu den prägenden Elementen unserer Städte. Im zentralen Bereich sind ihre Lebensbedingungen jedoch alles andere als optimal. Luftverschmutzung, Lufttrockenheit, Bodenversiegelung (Asphaltierung) und Bodenverdichtung, Grundwasserabsenkung und Streusalze machen vielen von ihnen zu schaffen. Dass Straßenbäume Nummern tragen und für sie ein Kataster angelegt wurde, belegt die Probleme nur zu deutlich. Insbesondere viele heimische Gehölze vertragen den mehr oder weniger lebensfeindlichen Raum „Stadt“ nicht mehr.

Seit langem sind bei uns Bäume (und natürlich Sträucher) aus vergleichbaren Klimaten anderer Kontinente angepflanzt, die mitunter robuster sind und besser gedeihen als heimische Arten. Es handelt sich vorwiegend um Gehölze aus Nordamerika und Ostasien. Viele dieser Bäume zeichnen sich durch gute Wüchsigkeit, imponierende Größe oder ins Auge fal-



Abb. 1a
Mammutbaum.



Abb. 1b (links)
Mammutbaum, Zweig mit Zapfen.

lende Blüten oder Früchte auf. Sie stellen eine wertvolle Bereicherung unserer durch die Eiszeiten recht geschrumpften und im Vergleich zu Ostasien und Nordamerika artenarmen Baumflora dar. Auch in Wiesbaden hat man die Möglichkeit, solche als „Exoten“ bezeichneten Bäume vielerorts zu betrachten. Dabei handelt es sich sowohl um Nadel- als auch Laubgehölze. Wir wollen einige ausgewählte Vertreter beider Gruppen nacheinander vorstellen.

Nadelgehölze

Im Gefolge der Erforschung der Rocky Mountains in der Mitte des 19. Jahrhunderts kam sehr bald die Kunde von Nadelbaum-Gattungen und Arten, die in Mitteleuropa nicht heimisch waren und die mitunter gewaltige Ausmaße erreichen konnten. So war der Wunsch nur zu verständlich, solche Arten nach Möglichkeit auch in Deutschland anzupflanzen.

Mammutbaum (*Sequoiadendron giganteum*)

1852 gelangten die ersten Samen des Mammutbaumes nach Mitteleuropa. Der Mammutbaum erwies sich sehr bald als wüchsig und unserem Klima gut angepasst. Die Bäume bilden beachtlich dicke Stämme und gesunde Kronen aus. Während unsere heimischen Laubbäume Höhen von etwa 35 m erreichen, können Fichten und Tannen gelegentlich 40 oder gar 50 m groß werden. Für Mammutbäume, die am natürlichen Standort in Kalifornien und Oregon Höhen von 85 m erreichen, ergeben sich bei uns jedoch Probleme: Stehen sie einzeln oder ragen sie aus dem umgebenden Kronendach anderer Bäume heraus, kann es zu Blitzschlägen und damit verbundenen Kronenschäden kommen. Beispiele dafür sind häufig zu sehen. In Washington D.C. zum Beispiel werden besonders markante, hohe Bäume daher mit Blitzableitern versehen. Bei uns ist das aus Kostengründen kaum vorstellbar. Aber nicht nur die Höhe angeplanter Bäume von 50 oder 55 m ist imponierend, auch der Stammdurchmesser von bis zu 8 m Durchmesser (!) macht ihrem Namen „Mammut“baum alle



Abb. 2
Douglasie, Zweig mit
Zapfen.

Ehre. Ein markantes Exemplar, ein noch „junger“ Baum mit einem Brusthöhenumfang von 7,95 m (in 1,3 m Höhe gemessen) steht in der Fasanerie (Abb. 1 a, b). Beachtlich ist auch die dicke, fuchsrote Borke. Sie ist von schwammiger Konsistenz und nicht brennbar, eine Eigenschaft, die am heimatlichen Standort, wo es immer wieder zu Waldbränden kommt, überlebenswichtig ist. Mammutbäume können über 3.000 Jahre alt werden.

Douglasie (*Pseudotsuga menziesii*)

Auch die Douglasie stammt aus dem pazifischen Nordamerika. Mit bis zu 70 m ist sie zwar kleiner als der Mammutbaum, jedoch wüchsiger als die heimischen Tannen oder Fichten. Ältere Bäume sind an der dicken korkreichen Borke leicht zu erkennen. Noch eindeutiger lassen sie sich anhand der charakteristischen Zapfen erkennen, an denen die 3-zipfeligen Samenschuppen deutlich ins Auge fallen (Abb. 2). Eine Douglasie im Bereich des Stadtwaldes Eberbach im Odenwald wies 1997 eine Höhe von 59,90 m auf und ist damit zur Zeit Deutschlands höchster Baum. Die Douglasie wurde 1793 entdeckt und 1827 von dem schottischen Botaniker und Forschungsreisenden David Douglas in England eingeführt. Sowohl in der Fasanerie als auch in Privatgärten Wiesbadens stehen schöne, sehenswerte Exemplare.

Zweizeilige Sumpfyresse (*Taxodium distichum*)

Die Sumpfyresse stammt aus dem südöstlichen Nordamerika. In den Überschwemmungsgebieten, den „Swamps“ von Florida, bildet sie große Bestände. Bekannt ist die Sumpfyresse als Charakterbaum der „Everglades“. Ähnlich den Lärchen wirft sie im Herbst ihre Nadeln ab, jedoch nicht einzeln, sondern mit den Zweigen, den sogenannten Kurztrieben. In der Heimat erreichen die Bäume Höhen von bis zu 40 m. Besonders auffallend sind die, bei sonst keiner heimischen oder angeplanten Baumart auftretenden, hohlen Kniewurzeln, die besonders an nassem Standorten gebildet werden und bis zu 1,5 m hoch

und 30 cm dick werden können. Man nimmt an, dass sie dem Gasaustausch dienen. Die kugelförmigen, 2–3 cm dicken Zapfen der Sumpfzypresse (Abb. 3) sieht man nur sehr selten am Boden liegen, da sie in der Regel nach der Reife am Zweig zerfallen. Im Tertiär waren Sumpfzypresen auf der Nordhemisphäre, also auch in Mitteleuropa, weit verbreitet und haben an der Zusammensetzung der Braunkohle großen Anteil. Sehenswerte Exemplare stehen am Teich des Kurparks und „Am Warmen Damm“.

Chinesisches Rotholz (*Metasequoia glyptostroboides*)

Das Chinesische Rotholz, wie der Mammutbaum zur Familie der Sumpfzypressengewächse (Taxodiaceae) zählend, wurde erst 1941 in China entdeckt. Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf Ost-Sichuan und West-Hubei. Erstes Saatgut gelangte 1947 über die Vereinigten Staaten nach Europa. Es gibt also noch keine Exemplare bei uns, die älter als 65 Jahre sind. Gleich der Sumpfzypresse wirft das Chinesische Rotholz im Herbst die gegenständig angeordneten (!), leuchtend kupfern gefärbten Nadeln nicht einzeln, sondern mit den Kurztrieben ab, so dass die Bäume im Winterhalbjahr sehr nackt aussehen.

Im Winter lassen sich im mittleren und oberen Kronenbereich die reifen Zapfen und die bereits im Spätherbst angelegten, lang überhängenden männlichen Knospenstände beobachten. Die gestielten Zapfen fallen übrigens erst mit dem Austrieb der jungen Zweige, im April, dann aber innerhalb nur weniger Tage ab. Weitere Besonderheiten des Chinesischen Rotholzes sind die merkwürdigen, tiefen Kehlungen am Stamm und die stark verbreiterte Stammbasis, die sich besonders im Alter bemerkbar machen. Eine schöne Gruppe dieser Baumart steht am Theater-Parkhaus, ein Einzelexemplar in der Fasanerie (Abb. 4).

Lawsons Scheinzypresse (*Chamaecyparis lawsoniana*)

Wie bei allen Scheinzypressen sind die Kronenwipfel dieser Art umgebogen und die Spitzen hängen schlaff nach unten. Der aus dem Pazifischen Nordamerika (Süd-Oregon bis Nordwest-Kalifornien) stammende



Abb. 3
Sumpfzypresse,
Zweig mit Zapfen.



Abb. 4
Chinesisches Rotholz,
Zweig.



Abb. 5 Lawsons Scheinzypresse, Zweig mit männlichen Blüten.

Baum hat eine schmal-kegelförmige Gestalt und kann am heimatlichen Standort bis 50 m hoch werden. Die zahlreichen, männlichen Blüten sind kurz vor dem Stäuben des Pollens weinrot gefärbt (Abb. 5). Die kegelförmigen, starren Zapfen werden bis 10 mm dick. Unreif sind sie silbrig bereift, geöffnet braun. Sie sind in Wiesbaden häufig angepflanzt. Schöne Exemplare stehen in der Fasanerie.

Nordmanns Tanne, Kaukasus-Tanne (*Abies nordmanniana*)

Die Nordmanns Tanne ist nicht nur ein beliebter Weihnachtsbaum, sondern wächst in Gärten und Parkanlagen zu imponierender Größe heran. Sie wurde 1836 von dem finnischen Botaniker Alexander von Nordmann im Kaukasus entdeckt, wo sie bis zu 60 m groß werden kann. Durch ihre ebene Bestattung und die dunkelgrünen, langlebigen Nadeln erfreut sie sich großer Beliebtheit und ist als Parkbaum weitaus geschätzter als die heimische Weiß-Tanne. In der Fasanerie kann man eine große Nordmanns Tanne betrachten.

Edle Tanne (*Abies procera*)

Auch die Edle Tanne ist ein sehr geschätzter Weihnachtsbaum, da sich die eingetrockneten Nadeln noch

wochenlang halten. Durch die meist silbrig-blauen Nadeln und den locker-etagierten Wuchs der Seitenzweige fällt diese Tanne schon von weitem auf. Am heimatlichen Standort, dem Kaskaden- und Siskiyou-Gebirge im Pazifischen Nordamerika, kann sie immerhin 65 m groß werden. Die Edle Tanne hat die längsten Zapfen aller Tannen-Arten. Sie können bis zu 25 cm lang werden. Nicht selten kommt es auf Grund des großen Gewichtes der Zapfen dazu, dass diese sich seitwärts biegen oder umkippen. In der Fasanerie steht eine noch relativ junge Gruppe.

Rumelische Kiefer (*Pinus peuce*)

Die Rumelische Kiefer ist nicht sehr häufig angepflanzt. Entdeckt wurde sie vom deutschen Botaniker August Heinrich Rudolf Grisebach. Sie ist in Südosteuropa beheimatet. Ihr Areal ist sehr zerklüftet und erstreckt sich von Montenegro, Mazedonien, Serbien, Albanien, Westbulgarien bis nach Nordgriechenland. Erstaunlicherweise gedeiht die Rumelische Kiefer in Mitteleuropa sehr gut. Im Osterzgebirge, wo weite Waldflächen durch Rauchschädigungen stark in Mitleidenschaft gezogen wurden oder Flächen gar entwaldet sind, hat sie sich als Überlebenskünstler erwiesen. Wie alle 5-nadeligen Tannen bildet sie längliche, relativ weiche Zapfen aus. Ein großes Exemplar befindet sich im Arboretum der Fasanerie.

Laubgehölze

Ginkgobaum (*Ginkgo biloba*)

Der Ginkgobaum verdankt seine Berühmtheit, abgesehen von einigen botanischen Besonderheiten, wohl vor allem Johann Wolfgang von Goethe, der ein Blatt dieses Baumes mit einem Gedicht am 27. September 1815 an Marianne von Willemer sandte. Der Ginkgo gilt mit Recht als ein lebendes Fossil. Verwandte, deren Blattgestalt mit dem einzigen heute noch lebenden Vertreter nahezu identisch ist, sind auf der Erde seit dem Erdaltertum (Perm) nachgewiesen. Im Erdmittelalter waren Ginkgo-Verwandte auf der Nordhemisphäre weit verbreitet. Noch aus dem Tertiär (Pliozän) ist *Ginkgo* in Mitteleuropa fossil nachgewiesen.

In den seither verstrichenen Millionen von Jahren hat der Ginkgo manche Katastrophe überlebt und gilt als eines der Gehölze, das selbst stärksten Umweltbelastungen trotzt. Ginkgo ist ein zweihäusiger Baum, d. h. männliche und weibliche Blüten werden auf getrennten Individuen ausgebildet. Wie bei windblütigen Gehölzen üblich, sind die Blüten recht unscheinbar. Hinzu kommt, dass die Bäume meist langschäftige Stämme bilden, so dass die Blüten nur schwer betrachtet werden können. Weit besser bemerkbar machen sich die Samen. Diese sind etwa kirschgroß und von goldgelber Farbe. Ihre äußere Samenschale ist fleischig. Die fetten Öle werden zur Samenreife ranzig, so dass die dann auf dem Boden liegenden Samen auch durch ihren penetranten Geruch nach Buttersäure auffallen. Die innere Samenschale, die den in ein Nährgewebe eingebetteten Embryo umgibt, ist verholzt.

Was Goethe am Ginkgo reizte, ist die Zweigestalt der Blätter (Abb. 6). An den stets kurz bleibenden seitlichen Verzweigungen sind die Blätter rosettig angeordnet und fächerförmig. An den Langtrieben, jenen Zweigteilen also, die die Verlängerung des Verzweigungssystems bewirken, stehen sie einzeln und weisen eine charakteristische spaltartige Einkerbung auf. So kann man im Herbst auf dem Boden liegende Blätter ihrem Entstehungsort zuordnen. Vor dem späten Laubfall, im Oktober, färben sich Ginkgoblätter leuchtend goldgelb.

Der Ginkgobaum ist weder ein Nadelgehölz noch eine Konifere, wohl aber ein Nacktsamer (Gymnosperme).

Der Ginkgo gelangte erstmalig 1730 aus Japan nach Europa (Utrecht). In Japan ist er häufig angepflanzt, aber nicht beheimatet. Lange glaubte man, er sei bereits ausgestorben und überlebe nur als Kulturgehölz. Um die Mitte des letzten Jahrhunderts entdeckte man Bestände in den chinesischen Provinzen Anhwei, Zhejiang und Guizhou, von denen man annimmt, dass sie ursprünglich sind. Ginkgobäume sind in Wiesbaden vielerorts angepflanzt. Eine Gruppe von Exemplaren beiderlei Geschlechtes ist „Am Warmen Damm“ unweit der Anglikanischen Kirche angepflanzt.



Schwarznuß (*Juglans nigra*)

Als Solitärbaum häufig angepflanzt und mit ausreichend Platz versehen, kann die Schwarznuß beachtliche Kronen ausbilden (Abb. 7). Die kugelförmigen, 4–6 cm großen, zu zweit oder zu dritt sitzenden Früchte bleiben noch bis nach dem Laubfall an den Zweigen. Anders als bei der Walnuß löst sich zur Reife die äußere Fruchtwand nicht ab, sondern verbleibt am Steinkern. Dieser ist sehr hart und lässt sich mit einem üblichen Nussknacker nicht öffnen. Eichhörnchen bereitet das Öffnen freilich keine Schwierigkeiten. Ihre scharfen Zähne können die beiharte Schale ohne Schwierigkeit durchnagen. Krähen haben eine andere Öffnungsstrategie ersonnen, um an den Inhalt der Nuss zu gelangen: Sie nehmen eine Frucht in den Schnabel und lassen sie aus größerer Höhe auf Steinpflaster oder Asphalt fallen, wobei sich die beiden Hälften voneinander lösen und der Inhalt verzehrt werden kann. Im Herbst weisen die bis 60 cm langen Fiederblätter (Abb. 8) der Schwarznuß eine prächtige goldgelbe Laubfärbung auf. Schöne Exemplare der Schwarznuß stehen „Am Warmen Damm“. Beheimatet ist die Schwarznuß im östlichen Nordamerika, wo sie bis 50 m groß werden kann.

Abb. 6
Ginkgobaum, Zweig mit
Samen.



Abb. 7 (oben)
Schwarznuss
mit beginnender
Herbstfärbung.

Abb. 8 (unten)
Schwarznuss, Zweige mit
Blättern und männlichen
Blütenständen.

Kaukasische Flügelnuss (*Pterocarya fraxinifolia*)

Während die Schwarznuss, botanisch betrachtet, keine echten Nüsse, sondern gleich unserer Walnuss Steinfrüchte aufweist, bildet die nah verwandte Flügelnuss echte Nüsse, d. h. die gesamte Fruchtwand verholzt. Hinzu kommt bei der Flügelnuss, dass die einzelnen Früchte an bis zu 45 cm langen Ähren hän-

gen und charakteristische Flügelbildungen aufweisen. Die zahlreich gebildeten Fruchtstände bleiben noch lange Zeit nach dem Laubfall am Baum hängen, so dass fruchtende Flügelnussbäume schon von weitem leicht erkennbar sind. Die Kaukasische Flügelnuss ist ein breitkroniger, bis 30 m hoher Baum, dessen Verbreitungsgebiet sich von Kaukasien bis nach Nord-Iran erstreckt. Wird in Parks der Bereich um den Stamm nicht gemäht oder der Boden anderweitig bearbeitet, bilden sich zahlreiche Wurzelsprosse, die zu Tochterstämmen heranwachsen. Aus einem Exemplar kann sich nach Jahren ein kleiner dichter Wald bilden. Anzutreffen ist die kaukasische Flügelnuss u. a. „Am Warmen Damm“.

Ahornblättrige Platane (*Platanus x hispanica*)

Kaum ein Gehölz ist in den Städten und Parks so häufig angepflanzt wie die Platane. Es handelt sich um eine Hybride. Eltern sind die Morgenländische Platane (*Platanus orientalis*) aus Südosteuropa, Klein- und Westasien und die Amerikanische Platane (*Platanus occidentalis*). Obwohl beide Eltern an den heimatischen Standorten vorwiegend gewässerbegleitend vorkommen, zählt die Ahornblättrige Platane zu den Gehölzen, die im innerstädtischen Bereich sowohl Lufttrockenheit als auch Luftverschmutzung relativ gut vertragen. Hinzu kommt, dass ihnen selbst ein jährlicher starker Rückschnitt über Jahrzehnte hinweg kaum etwas auszumachen scheint. Sie ist deshalb ein geschätzter Alleebaum, ohne den unsere Städte ein anderes Gepräge hätten. Ihre volle Schönheit erlangen Platanen jedoch nur ohne Schnitt im Freiland, wie zum Beispiel vor dem Kurhaus (allerdings wurden dort die meisten großen Platanen gefällt und durch Neupflanzungen ersetzt), im Kurpark oder noch gewaltiger im Biebricher Schlosspark. Neben den ahornähnlichen, lederigen Blättern sind es vor allem die gescheckten Stämme und Äste, an denen Platanen leicht zu erkennen sind. Die Musterung kommt durch den teilweise periodischen Abwurf der Borke zustande. In manchen, vor allem trockenen Jahren liegen solche dünnen Borkenplatten in großer Menge am Erdboden.

Bis vor wenigen Jahrzehnten galt die Platane in Mitteleuropa als schädlingsfrei. Leider wird der Austrieb nunmehr von einem Pilz (*Gloeosporium nervisequum*) befallen, der die jungen Blätter an den Zweigen eintrocknen lässt. Ein späterer Austrieb bleibt erfreulicherweise vom Pilzbefall verschont. Vor wenigen Jahren ist eine weitere Krankheit hinzugekommen: Die Platanen-Faltenminiermotte (*Phyllonorycter platani*), also ein Kleinschmetterling, tritt in Deutschland seit 1976 auf. Die Larven dieses Schmetterlings fressen das chlorophyllhaltige Gewebe im Blatt, so dass es auf der Blattunterseite zu markanten Schadbildern kommt.

Gemeine Rosskastanie, Balkan-Rosskastanie (*Aesculus hippocastanum*)

Auch die Rosskastanie ist aus den städtischen Parks und Gärten sowie als Alleebaum nicht mehr wegzudenken. Die prächtigen Kronen mit dem im Mai auftretenden reichen Blütenschmuck machen die Bäume zu Attraktionen an Straßen, in Parks und als Schattenspendler in Biergärten.

Die Balkan-Rosskastanie gelangte erst 1576 nach Mitteleuropa. Aus Gärten in Konstantinopel zunächst nach Wien gebracht, kannte man lange Zeit nicht die natürliche Verbreitung dieses Baumes. Erst 1879 entdeckte man Standorte in Nordgriechenland und 1907 auch in Bulgarien. Inzwischen hat sich die Gemeine Rosskastanie stellenweise in Mitteleuropa eingebürgert, da die Samen sehr gut keimen. Neben der reich fruchtenden Normalform ist häufig eine gefülltblütige Varietät (*Ae. hippocastanum* ‚Baumannii‘) angepflanzt, die keine Früchte ausbildet.

Bei der häufig als Alleebaum angepflanzten Roten Rosskastanie (*Aesculus x carnea*) handelt es sich um eine Kreuzung zwischen der nordamerikanischen Pavie (*Aesculus pavia*) und der Gemeinen Rosskastanie. Sie wird auf Stämmchen der Gemeinen Rosskastanie veredelt.

Miniermotten machen auch unseren Gemeinen Rosskastanien und den Robinien zu schaffen. Vor allem die Rosskastanien reagieren auf starken Befall durch die Larven der Kastanien-Miniermotte (*Cameraria oh-*

ridella) mit dem Braunwerden der Blätter und vorzeitigem Blattfall (Abb. 9). Das Schadbild ist durch Fraßgänge und Kotablagerungen sowohl von der Blattober- als auch Unterseite erkennbar. Dieser Kleinschmetterling ist deshalb so gefährlich, weil er pro Jahr mehrere Generationen hat und es noch keine ausreichend wirksame Möglichkeit mittels einer biologischen Bekämpfung durch Raubinsekten gibt. Der Schädling trat erstmals 1993 in Deutschland auf und hat sich mittlerweile auch im Rhein-Main-Gebiet als gefährlicher Schädling erwiesen. Bei der Robinie schließlich handelt es sich um die Robinien-Faltenminiermotte (*Phyllonorycter robiniella*). Das Erscheinungsbild äußert sich durch helle, blasenartige Aufwölbungen an der Blattunterseite. Die Robinien-Faltenminiermotte ist seit 1990 in Deutschland nachgewiesen.

Abb. 9
Gemeine Rosskastanie:
Von der Kastanien-
Miniermotte befallene
Blätter.



Japanischer Perlschnurbaum (*Sophora japonica*)

Ähnlich der Platane verträgt auch der Japanische Perlschnurbaum hohe Lufttrockenheit und hohe Temperaturen. Die breiten, lichten Kronen sind im August und September überreich mit cremefarbenen Blüten bedeckt, die sich vom dunkelgrünen Laub deutlich abheben (Abb. 10). Damit ist dieses Gehölz die am letzten im Jahr blühende angepflanzte Baumart. Die späte Blüte bringt es mit sich, dass die Früchte in Mit-



Abb. 10
Japanischer
Perlschnurbaum, Zweige
mit Früchten.

teleuropa nicht mehr ausreifen. Ihren Namen verdankt der Baum der Eigenschaft, dass die Früchte zwischen den Samen eingeschnürt sind und damit entfernt einer Perlschnur gleichen. Schöne Exemplare kann man im Zentrum Wiesbadens, auf dem Schlossplatz und „Am Warmen Damm“ sehen. Be-



Abb. 11
Götterbaum, Fruchtstände.

heimatet ist der Japanische Perlschnurbaum nicht in Japan, sondern in Nord- und Mittelchina sowie in Korea. Der französische Missionar Pierre Nicholas d'Incarville führte ihn 1747 aus Nordchina nach Frankreich ein.

Götterbaum **(*Ailanthus altissima*)**

Der Götterbaum stammt aus Mittel- und Nordchina und ist in Mitteleuropa seit 1751 anzutreffen. Die Blüten sind unscheinbar und fallen auch trotz ihrer immensen Fülle nur wenig ins Auge. Honigbienen sammeln jedoch den reichlich gebildeten Pollen und Nektar. Ganz anders verhält es sich mit den Früchten (Abb. 11). Sie können in manchen Jahren das Laubwerk der Baumkronen fast verdecken. Zunächst sind sie gelbgrün, dann grün, gelb, lachsrot, schließlich wieder gelb und zur Reife silbrig hellgrau gefärbt und können bis in den Spätwinter hinein an den Zweigen hängen bleiben. Der Götterbaum ist sehr raschwüchsig und wird bis 25 m hoch. Die Bäume sind sehr anspruchslos, vertragen Hitze und Trockenheit, sind schädlingsfrei, jedoch windbruchgefährdet. Die großen, dunkelgrünen Fiederblätter haben beim Zerreiben einen intensiven, unangenehmen Duft.

Blauglockenbaum **(*Paulownia tomentosa*)**

Lange vor dem Laubaustrieb, im Mai, entfaltet der breitkronige, bis 15 m hohe Blauglockenbaum seine prächtigen blauen Trichterblüten (Abb. 12, 13). Die filzig behaarten, braunen Blütenknospen werden bereits ab August in reichblütigen Ständen gebildet und überdauern den Winter ungeschützt. Der wissenschaftliche Name geht auf Anna Pawlowna (1795–1865), eine Tochter des russischen Zaren Paul I., zurück. Die zahlreichen gelbgrünen Kapsel Früchte stehen zunächst in deutlichem Farbkontrast zu den dunkelgrünen Blättern. Erst im Januar, an sonnigen trockenen Tagen, öffnen sie sich und entlassen die kleinen silbrig glänzenden, geflügelten Samen. Pro Kapsel können es über 3.000 sein. Sämlinge wachsen enorm schnell und können Blätter von bis zu



50 cm Durchmesser bilden. Die Lebensdauer der Bäume ist mit 50–70 Jahren vergleichsweise niedrig. Das natürliche Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf



die Provinzen Hubei, Hunan und Jiangxi von Zentral-China. Der Blauglockenbaum ist in Mitteleuropa seit 1834 in Kultur.

Abb. 12 (links)
Blauglockenbaum, Blüten.

Abb. 13 (rechts)
Blauglockenbaum, Zweige
mit Blättern und Früchten.